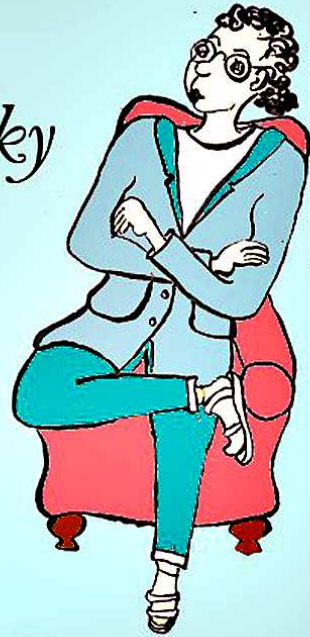


Leseprobe

Pischmisch Tavuk

Der Zwischenfall Dobrowsky



Yasemin Schreiber Pekin

Teil 1: 2016

„Raten Sie mal, wer sich wieder angemeldet hat!“, begrüßte mich meine Sprechstundenhilfe Frau Meier schon auf der Schwelle meiner psychiatrischen Praxis. Ich hatte keine Ahnung, sah aber, dass sie fast platzte vor Vorfreude.

„Agnes, der Stress kommt wieder!“, verkündete Frau Meier.

Oh. Deshalb die Aufregung. Frau Meier ist nicht der Typ für Wortspiele. Ich glaube nicht, dass sie das absichtlich macht.

Agnes d'Estrées war mit grösseren Unterbrüchen seit fünfundzwanzig Jahren bei mir in der Psychotherapie. Sie verschwand zwischendurch für einige Jahre, tauchte dann wieder mit einer neuen haarsträubenden Geschichte auf. Sie gab an Ärztin zu sein. Wahrscheinlich stimmte das auch. Sonst machte sie keinerlei Angaben zu ihrer Identität und zahlte bar. Ich war mir ziemlich sicher, dass der Name erfunden war. Es gab Tage, an denen ich mich fragte, ob sie nicht sogar ihre ganze Lebensgeschichte erfunden hatte.

Andererseits gibt es ja auch Tage, wo ich mich frage, wer ich bin und warum.

Meine erste Begegnung mit Agnes d'Estrées fand im Jahr 1991 statt. Sobald sie sich nervös auf die Kante des Sessels mir gegenüber gesetzt hatte, erklärte sie, eigentlich brauche sie keine Psychiaterin. Sie wolle einfach nur ein wenig reden. Das ist die übliche Eröffnung, wenn jemand vom Fach zu mir kommt. So, als wäre es nur ein kleines bisschen besser mit mir zu reden, als in die Handtasche zu quatschen. Ich nehme es nicht persönlich.

Ich sei Psychiaterin und Psychotherapeutin, sagte ich. Aus Erfahrung weiss ich, dass das die Leute beruhigt. Anscheinend half ich Agnes, klarer zu denken. In diesen Tagen vor fünfundzwanzig Jahren befand ich mich mitten in der Scheidung. Ich war mir sicher, dass fast jede und jeder klarer denken konnte als ich, aber das band ich ihr nicht auf die Nase. Sie bat mich, ihre Akte getrennt von den anderen Krankengeschichten aufzubewahren. Damit meinte sie wohl einen Ort, wo sie vor den neugierigen Blicken Frau Meiers sicher wäre. Wunschgemäss bewahrte ich sie also nicht im Aktenschrank, sondern in der Schublade unter dem Besteck in der winzigen Küche auf. Natürlich las Frau Meier ihre Akte, so wie sie alle meine Notizen las. Sie betrachtete das als ihr Naturrecht.

„Vor drei Jahren war sie zum letzten Mal hier“, unterbrach Frau Meier meine Gedanken. „Vielleicht sass sie ja im Gefängnis.“ Das nahm Frau Meier immer an, wenn sich Agnes eine Zeit lang nicht blicken liess.

Frau Meier ist meine langjährige Sprechstundenhilfe. Früher war sie Käseverkäuferin in einer Molkerei gewesen. Sie sieht aus, als wolle sie gleich alle Nähte ihrer Bluse sprengen. Ihre dralle Figur und die rosigen Wangen haben sich in den letzten dreissig Jahren kaum verändert. Sogar die weissen Strähnen fallen in ihren blonden, gewellten Haaren nicht auf. Ich weiss nie, ob ich ohne sie in einem Chaos verloren ginge, oder ob ich das Chaos in meiner Praxis ihr zu verdanken habe. Jedenfalls leben wir schon seit mehreren Jahrzehnten im Zustand der Anarchie in vollkommener Abhängigkeit voneinander. Wenn eine von uns plötzlich stirbt, muss die andere Selbstmord begehen.

Frau Meier reichte mir die Mappe, die sie dramatisch „Akte A. d'E.“ beschriftet hatte, damit ich sie zu Hause in aller Ruhe noch einmal lesen konnte. Zu Hause hatte ich allerdings eine andere Fassung, die ich mit meinen persönlichen Notizen ergänzt hatte. Nach und nach war sie zu einem Manuskript geworden. Aber das brauchte Frau Meier nicht zu wissen.

Vor einigen Tagen kam aus heiterem Himmel der Brief eines Verlages, dass sie mein Buch veröffentlichen. Ich war nicht ganz nüchtern gewesen, als ich ihnen das Manuskript vor einem Jahr geschickt hatte. Ich machte den Verleger an meine Schweigepflicht als Ärztin aufmerksam und wollte einen Rückzieher machen. Er wischte meine Bedenken beiseite. Es genüge, wenn ich schreiben würde, jede Ähnlichkeit mit lebenden und toten Personen sei zufällig. Daneben riet er mir zu einem Pseudonym.

Gedankenverloren verliess ich am Abend die Praxis und fuhr nach Hause. Sobald ich die Haustüre hinter mir geschlossen hatte, zog ich die eleganten Klamotten aus, entfernte die Kontaktlinsen und schlüpfte in ein verwaschenes Sweatshirt und in die durch den Zahn der Zeit angenagten Plüschhosen. Das heisst, durchscheinend, laufmaschig und kuschelig. Ich bereitete mir

eine Käseplatte vor, schenkte mir ein Glas Rotwein ein und machte es mir mit Simba, dem Kater auf der Couch bequem. Ich könnte das Bild auch anders beschreiben:

Einsam.

Der Vorabdruck meines Buches lag neben Simba auf der Couch. Der Kater drehte sich auf den Rücken und streckte alle vier Pfoten von sich wie ein angeschossenes Reh. Ich kraulte ihm den Bauch, rückte die Lesebrille zurecht und schlug das Buch auf. Die Geschichte begann vor fünfundzwanzig Jahren an dem Tag, als Agnes verzweifelt eine Psychotherapeutin gesucht und schliesslich gefunden hatte:

Mich.

Teil 2: 1991

Kapitel 1

Ich war gespannt auf die nächste Patientin. Sie hatte gestern angerufen und um einen dringenden Termin gebeten. Am liebsten sofort. Frau Meier, meine Sprechstundenhilfe, die mich und meine Agenda mit eiserner Hand regiert, erklärt in solchen Fällen, dass wir in den nächsten drei Monaten keine neuen Patienten mehr annehmen können. Das stimmt genau genommen nicht ganz. Bei meinen Schulden bin ich sogar bereit, Nachtschichten einzulegen. Laut Frau Meier ist es aber schlecht fürs Geschäft, wenn die Kunden das merken. Sie sagt oft solche Sachen, als würde sie immer noch in ihrer Molkerei Käse verkaufen. Als die neue Patientin am Telefon sagte, sie sei selbst Ärztin und habe viel Gutes von mir gehört, liess sich Frau Meier jedoch schnell erweichen.

Dass mir mein guter Ruf vorausseilt, beeindruckte meine Sprechstundenhilfe. Sie plusterte sich den ganzen Tag damit, dass sich andere Ärzte bei uns Rat suchten. Punkt 15 Uhr klingelte bei mir das interne Telefon und Frau Meier verkündete wie ein Herold:

„Frau Doktor Agnes der Stress ist eingetroffen!“

Meine Praxis ist so klein, dass ich ihre Stimme auch ohne das Telefon laut und deutlich hören konnte. Ich ging Frau d'Estrées im Wartezimmer holen. Ich schätzte sie, von Frau zu Frau und mit Wohlwollen betrachtet, auf Ende zwanzig. Etwas jünger als ich. Um zehn Jahre, genau genommen. Mit ihrem dunklen Pferdeschwanz und den grossen Augen sah sie vielleicht auch jünger aus, als sie war. Ebenfalls wie ich. Allerdings nicht heute. Am Morgen war ich mit violetten Augenringen aufgewacht. In meine lockige Kurzhaarfrisur hatten sich drei graue Haare gemischt. Ich war mir sicher, dass sie noch nicht da gewesen waren, als ich mich gestern schlafen gelegt hatte. Agnes war etwas kleiner als ich, und hatte eine sportliche Figur. Keine Ahnung, warum ich mich in Gedanken mit ihr verglich, aber meine molligen Rundungen fielen mir neben ihr unangenehm auf. Ich überlegte, ob sie ihre Haare färbte.

Nervös setzte sich Frau d'Estrées in den Sessel mir gegenüber. Ich lächelte und nickte ihr beruhigend zu.

„Nennen Sie mich bitte Agnes“, sagte sie.

„Nennen Sie mich Frau S.“, rutschte es mir heraus.

Ich fasste mich an die Stirn. Tolle Vorstellung. Am liebsten hätte ich mir eine Ohrfeige verpasst. Ich lächelte und nickte, während sie mich mit gerunzelter Stirn anschaute.

„Ich fühle mich wie ein gekochtes Huhn“, begann sie.

Ich merkte, dass ich immer noch nickte und hörte damit auf.

Sie lächelte verlegen. „Ein Freund von mir nennt es *pischmisch tavuk*. Es ist ein türkisches Sprichwort. Ein Huhn wird gejagt, geköpft und gerupft, bevor es gekocht wird. Wenn sich ein Mensch so fühlt, als wäre er schlimmer dran als das Huhn, nennt er ihn ein gekochtes Huhn. *Pischmisch tavuk*.“

Pischmisch tavuk, ja? Ich massierte meine Schläfen.

Agnes holte tief Luft. „Ich möchte Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen. Seit Tagen spult sich alles in meinem Kopf immer und immer wieder ab. Ich kann einfach nicht abschalten.“ Sie zögerte. „Bleibt das aber auch ganz sicher zwischen uns?“, fragte sie unsicher.

Aber ja, klar. Warum glauben die Leute alle bloss, ihr Leben sei so interessant, dass man ein Buch darüber schreiben möchte.

„Egal, was ich Ihnen erzähle?“

Ich hatte mir immer gewünscht, jemand würde mir vom Giftmord an ihrem Ehemann berichten. Oder sonst irgendetwas Spannendes. Ich versicherte ihr, dass kein Wort davon jemals bekannt würde. Sie entspannte sich ein wenig.

„Ich sollte zu einem Bewerbungsgespräch in einem Krankenhaus. Ich weiss nicht, ob ich überhaupt hingehen soll, weil ...“, begann Agnes d'Estrées. Ich nickte ihr bestätigend zu.

„Ich arbeitete schon vor ein paar Jahren dort. Damals war ich noch eine Studentin.“ Sie machte eine Pause.

„Es gab einen Zwischenfall.“

Am Tag zuvor war Agnes am Verzweifeln gewesen. Den Psychotherapeuten dieser Stadt schien es gut zu gehen. Die letzte Sprechstundenhilfe, die sie an der Strippe gehabt hatte, schnaubte wie ein Pferd, als sie hörte, dass Agnes den Notfalltermin nicht in einem halben Jahr, sondern sofort brauchte. Dann fragte sie Agnes unsicher, ob sie sich umzubringen gedenke. Wenn ja, hätte sie da die Nummer einer Arztpraxis für solche Fälle. Es raschelte eine Weile, dann sagte sie „Ach ja, da ist sie ja“ und gab die Nummer durch. „Dort kommen sie ganz bestimmt unter, die nehmen im Moment jeden.“

Agnes war zwar nicht wirklich *so* ein Fall, aber sie hatte den ganzen Tag auf der Suche nach einem Psychotherapeuten ihre Zeit verschwendet und war allein schon deshalb deprimiert. Bevor sie der Mut ganz verliess, wählte sie die Nummer. Sie erzählte, sie sei selbst Ärztin und hätte viel vom guten Ruf des Kollegen gehört. Zu spät fiel ihr auf, dass es sich um eine *Kollegin* handelte, aber die Dame in der Leitung war so entzückt über die Schmeichelei, dass sie es gar nicht bemerkte. Am Tag darauf konnte sie schon zu ihrer ersten Therapiesitzung gehen. Der Name der Ärztin sagte ihr nichts. Zum Glück. Sie wollte ja nicht alten Kollegen begegnen.

Später am Abend dachte sie, dass es doch keine gute Idee war, jemanden einzuweihen. Sie ging leise ins Zimmer, welches sie seit einem halben Jahr mit ihrer Tochter Nicole teilte. Ihr Bruder Egon und seine Frau Elfie hatten sie und Nicole ganz selbstverständlich aufgenommen, als Agnes aus Haiti geflohen war. Sie hatte es sehr gut mit Egon und Elfie, die ihre kleine Nichte abgöttisch liebten. Aber es war eng. Agnes wollte auf eigenen Beinen stehen, bevor sie den beiden auf die Nerven zu gehen begann. Das Krankenhaus in Blumenthal war das einzige Angebot. Und der letzte Ort, wohin es sie zog. Dicht gefolgt von Haiti.

Sie deckte ihre Tochter zu. Wie immer schlief Nicole mit halb offenen Augen. Sie murmelte im Halbschlaf, lächelte und begann wieder leise zu schnarchen. Am liebsten hätte Agnes sie geweckt und geknuddelt. Agnes` Stimmungen waren wechselhaft wie ihr Leben. Als sie später, nach einer halb geleerten Karaffe Daiquiri, entspannt mit Elfie und ihrem Bruder im Wohnzimmer sass, konnte sie sich nicht mehr erinnern, warum sie vor der Begegnung in Blumenthal solche Angst gehabt hatte. Ihre Schwägerin Elfie meinte, unter keinerlei Umständen sollte sie sich die Chance entgehen lassen.

„Auf deine steile Karriere!“, kicherte Elfie. Sie stiessen an. Dann stiessen sie noch einige weitere Male an.

„Deine peinlichen Liebesgeschichten werden alle inzwischen vergessen haben“, nuschelte ihr Bruder Egon, als die zweite Karaffe Daiquiri auch schon fast leer war.

„Es hasst dich sicher auch niemand mehr nach all dieser Zeit“, meinte Elfie.

„Sogar Mord verjährt nach einigen Jahren“, lallte Egon.

Jetzt wusste sie auf einmal wieder, warum sie nicht zurück nach Blumenthal wollte. Und warum es wahrscheinlich keine gute Idee war, ihre Geschichte der Psychotherapeutin zu erzählen.

„Sie wollten von diesem Zwischenfall erzählen“, ermutigte ich Agnes. Sie hatte schon eine Weile schweigend da gesessen. Auf der äussersten Kante meines Therapiesessels, als wollte sie die Flucht ergreifen.

„Also, es war 1986“, begann sie stockend. „Ich hatte eine Stelle als Unterassistentin in der Gynäkologie im Provinzkrankenhaus in Blumenthal. Der Chefarzt hiess Erwin Koller ... Dann gab es diesen ... Zwischenfall.“ Sie holte tief Luft. „Ich fange mit Doktor Dobrowsky an. Er war der Zwischenfall.“

Eine Weile rutschte sie nervös auf dem Sessel hin und her, räusperte sich, während ich geduldig wartete.

„Eigentlich ist es ja meine Lebensgeschichte. Also bin ich die Hauptperson“, sagte sie wie zu sich selbst und lächelte unsicher. „Aber ich lasse auch Nebenrollen zu Wort kommen. Sonst denken Sie noch, ich wäre allein an diesem ganzen Schlamassel schuld.“

Ich seufzte. Leider nicht nur innerlich, was die Frau zusammenzucken liess. Musste ich jede Irre dieser Stadt ertragen? Ja, musste ich wohl, wenn ich den Scheidungsanwalt bezahlen wollte.

„Ich erzähle aus der Sicht von Dobrowsky.“

Ich seufzte noch einmal, lauter.

Ich heisse Hermann Dobrowsky. Mein Grossvater war, wie auch sein Vater, Hilfsarbeiter in einer Bierbrauerei in Böhmen gewesen. Als er in die Schweiz einwanderte, träumte er davon, seinem alten Leben zu entkommen. Da er selbst nicht lesen und schreiben konnte, half ihm an der Grenze ein amerikanischer Kriegsveteran, den er kurz zuvor kennen gelernt hatte, mit dem Papierkram. Dem Amerikaner gefiel die Version mit sky am Ende und es blieb bei Dobrowsky. Heute kennt niemand mehr die ursprüngliche Schreibweise meines Namens.

Ich bin kein Menschenfresser, wie viele glauben. Ich beisse mich nur kräftig durchs Leben. So wie mein Grossvater. Allerdings brachte ihn das auch nicht weiter. In der Schweiz landete er als Hilfsarbeiter in der Hürlimann Brauerei.

Als ich Erwin Koller kennen lernte, hatten wir beide noch volles Haar. Zwei schüchterne Gymnasiasten, zwei Aussenseiter, die sich gefunden hatten. Die anderen Schüler sprachen es zwar nicht aus, aber es liess sich auch nicht leugnen, dass Koller und ich Proletarier waren. Trotz seines pompösen Familiennamens war mein Vater ein ungelernter Arbeiter gewesen wie sein Vater. Beide tranken gerne mehr als es gut für sie war. Was Kollers Vater tat, wusste niemand. Wir zwei Gymnasiasten gingen nach der Schule Bier trinken und zocken, die anderen nicht. Ich weiss bis heute nicht, was die taten. Es war Kollers Idee, uns fürs Medizinstudium anzumelden.

„Dobby, da gibt es Kohle ohne Ende“, erklärte er mir. Noch während des Studiums, begann er von der Gynäkologie zu schwärmen.

„Dobby, da gibt es nackte Frauen ohne Ende“, sagte er. Mich interessierte das Fach damals nicht. Im Gegenteil, ich fand es abtossend.

Nach unserem Abschluss machten wir uns auf Stellensuche. Wie es der Zufall wollte, kamen wir beide im gleichen Krankenhaus in der gynäkologischen Abteilung unter. Meine erste Wahl war es nicht, aber die einzige andere freie Stelle war auf der Urologie gewesen, und das kam nun definitiv nicht in Frage. Mit der Zeit gewöhnte ich mich an meine Arbeit. Ich tat, was getan werden musste und abends ging ich mit Kollegen ein paar Bier trinken. Koller war so gut wie nie mehr dabei.

„Koller, es gibt den Typ väterlicher Gynäkologe und den Typ Frauenheld. Du musst dich für einen entscheiden“, riet ich ihm. Er liess sich einen Schnurrbart und einen Bauch wachsen. Er begann langsam und bedächtig zu sprechen. Damit schien er Erfolg zu haben.

Eines Abends sass ich mit ein paar Arbeitskollegen im Biergarten. Der eine hiess Markus, an die Namen der anderen zwei erinnere ich mich nicht mehr. Junggesellen wie ich, auf die niemand zu Hause wartete oder junge Väter, die sich gern mit einem Bier stärkten, bevor sie sich dem häuslichen Chaos widmeten. Koller hatte Arbeit vorgeschoben und war nicht mitgekommen. Es war ein lauer Sommerabend. Marion gesellte sich zu uns und bestellte sich ein Bier. Sie war ebenfalls Assistenzärztin, blond, mit einer grossen Brille und kurvig. Ich hatte bisher nicht viel mit ihr zu tun gehabt. Ich mochte auch keine Frauen, die Bier tranken. Sie stiess mit uns an und dann lachte sie über irgendetwas, was Markus sagte. Ihr Lachen war so kehlig wie sie kurvig war. Es jagte mir kleine, heisse, sehnsüchtige Wellen durch das Rückenmark bis in die Zehen.

„Koller hat sich als Oberarzt beworben“, sagte Marion nach einer Weile. Ich fiel beim Lachen fast vom Stuhl.

„Da würde ich mich ja besser eignen“, behauptete ich. Als niemand etwas sagte, redete ich weiter. Ich fühlte mich wie damals mit acht Jahren, als ich behauptet hatte, ich könne Kung Fu und mir bei der Demonstration selbst einen Milchzahn ausgeschlagen hatte. Sogar die Lehrerin hatte gelacht, während sie mir wie einem Kleinkind die Nase putzte.

Sie lächelten höflich, tranken ihr Bier und wechselten das Thema. Markus schaute auf seine Uhr, streckte sich ausgiebig und meinte, er müsse nach Hause. Die anderen standen hastig auf und verabschiedeten sich ebenfalls. Ich bestellte mir noch ein Bier, um den galligen Geschmack in meinem Mund zu vertreiben. Ich wusste, dass Koller nicht besonders beliebt war. Nicht unbeliebt, eher unbeachtet. Bei mir war das anders.

Am nächsten Morgen stand ich in aller Frühe auf. Auf neunzehn Ballone schrieb ich je einen Buchstaben. In richtiger Reihenfolge aufgehängt ergab es „Oberarzt Erwin Koller“. Ich freute mich auf das Gesicht Kollers, wenn er die Ballone sah und zugeben musste, dass er die Stelle doch nicht bekommen hatte. „Du kannst die Ballone trotzdem behalten“, würde ich ihm dann sagen.

Dann endlich kam Koller herein, stutzte, errötete und begann zu kichern. Das war nicht die Reaktion, die ich erwartet hatte. Dann trat auch der Chefarzt herein.

„Also, ich wollte es erst nächste Woche bekannt geben, aber offenbar wissen es schon alle! Herr Koller wird unser neuer Oberarzt!“

Koller strahlte wie ein Honigkuchenpferd. Marion sagte: „Dobrowsky glaubte nicht daran, dass es mit der Oberarztstelle klappen würde.“ Alle lachten. Koller und ich starrten einander an. Sein Lächeln erstarb.

Koller als Oberarzt zu haben, war nicht so schlimm, wie ich zuerst dachte. Es war einfach, ihn zu quälen. Heutzutage würde er zur Mobbingberatung gehen. Damals nannten wir es Schikanieren. Niemand machte grossen Aufhebens darüber. Unüblich war damals noch, den Vorgesetzten zu schikanieren. Untergebene quälen konnte schon jeder.

Um Koller zu ärgern, erfand ich eine peinliche Frauengeschichte. Ich erzählte beim Mittagessen in der Kantine, sie habe mir nach dem ersten Date mit Koller anvertraut, sie hätte schon interessantere Gespräche mit ihrem Schinkenbrot geführt. Koller kam mit seinem Tablett, setzte sich lächelnd zu uns und blickte verträumt in die Gegend. Um ihn zu reizen, schnippte ich mit den Fingern vor seiner Nase und sagte:

„Zum Träumen ist die Nacht da!“

„Die Nacht ist noch für ganz andere Sachen da!“, antwortete Koller und grinste besserwisserisch. Ein paar Tage später verkündeten Koller und Marion, dass sie ein Paar wären.

Mitten in der Geschichte Dobrowskys klopfte Frau Meier an die Türe. Sie stürmte herein und flüsterte mir laut ins Ohr, mein Anwalt sei am Telefon. Ich entliess hastig Frau d'Estrées. Sie könne übermorgen um die gleiche Zeit kommen und weiter erzählen, sagte ich.

„Ich fühle mich wie ein gekochtes Huhn. *Pischmisch tavuk!*“

Agnes sagte den Satz noch einige Male mit einer affektierten, hohen Stimme. Danach fühlte sie sich noch schlechter. Und dann hatte sie es noch schlimmer gemacht mit:

„Ich lasse auch Nebenrollen zu Wort kommen!“

Wie hatte sie nur auf Elfie hören und ihre erste Psychotherapiestunde mit Dobrowskys Geschichte beginnen können? Elfie meinte kleinlaut, sie könne sich gar nicht daran erinnern, ihr so etwas Dummes geraten zu haben. Sie könne sich an überhaupt nichts mehr erinnern. Sie müsse immer noch kotzen, wenn sie nur an Daiquiri denke. „Na, danke auch Elfie“, dachte Agnes bitter. Frau S., die Psychotherapeutin hielt sie wahrscheinlich für eine entlaufene Irre.

Andererseits, was sollte sie von einer Psychiaterin halten, die sich Frau S. nannte. Sonst war sie ja in Ordnung. Wenn sie nicht ständig seufzen oder einen verkniffenen Mund machen würde, wäre sie sogar sympathisch. Aber etwas merkwürdig war sie schon. Mitten in der Therapiestunde hatte ihre Sprechstundenhilfe an die Tür geklopft, war hereingestürmt und hatte ihrer Chefin laut wie ein Nebelhorn ins Ohr geflüstert, ihr Anwalt sei am Telefon. Frau S. war erbleicht und hatte Agnes hinaus bugsiert.

Kapitel 2

Agnes d'Estrées kam zu meiner Überraschung in ihre zweite Therapiestunde. Ich hatte angenommen, ich würde die Frau nie wiedersehen, nachdem ich sie vorgestern mitten im Gespräch hinausgeworfen hatte. Sie wirkte noch unsicherer als bei unserer ersten Begegnung.

„Hören Sie, sie dürfen nicht denken, ich bin ein Fall für die Psychiatrie. Die Lebensgeschichte Dobrowskys, die kenne ich, weil er damals meiner Schwägerin Elfie sein Herz ausgeschüttet hat. Ich dachte, es fällt mir leichter, wenn ich es aus seiner Sicht erzähle.“

Ich nickte verständnisvoll. Ich kenne mich aus mit Männern, die endlos schwafeln. Gerald, mein Ex, verflucht sei sein Name, der mich früher mit Schweigen gestraft hatte, hörte in letzter Zeit gar nicht mehr auf zu quasseln. Mit Vorliebe vor dem Scheidungsrichter.

„Erzählen Sie doch, wie es weiterging. Sie können heute auch Erwin Koller sein, wenn Sie möchten“, sagte ich. Es war ein Scherz.

„Ich kann es probieren“, sagte sie. Meine Augenbrauen schossen unwillkürlich in die Höhe.

„Schüttete er sein Herz auch bei Ihrer Schwägerin aus?“

„Nein, er nicht. Aber seine Frau plauderte gern.“

Ich glaube, Agnes d'Estrées leidet unter einer multiplen Persönlichkeitsstörung. Vielleicht sollte ich ihr sagen, dass sie in diesem Fall zu einem richtigen Psychiater gehen sollte. Nicht zu einer, die so begriffsstutzig war, dass ihr der Ehemann erklären musste, dass der eingeschriebene Brief mit dem Scheidungsantrag kein dummer Scherz war, über den sie kichern sollte. Trotz meines psychologischen Feingefühls hatte ich nicht geahnt, dass Gerald aufgehört hatte, mich zu lieben.

Andererseits wirkt Agnes recht normal für eine Geistesgestörte. Ich habe wenig Erfahrung mit so schweren Fällen. Bei mir landen sonst nur die Einsamen und Gehemmtten, die sich oft nicht mal aufraffen können, ihre Arztrechnungen zu bezahlen.

Sie begann zu erzählen. Dieses Mal aus der Perspektive des Chefarztes Erwin Koller. Schon als sie Dobrowsky erzählen liess, war mir aufgefallen, dass sich ihre Stimme verändert hatte. Sie hatte sich auch anders hingestellt. Breitbeinig, selbstsicher. Auch jetzt ging eine Veränderung mit ihr vor. Kaum merklich zwar, aber doch eindeutig sah sie jetzt grösser aus. Mit einer tiefen Stimmlage, langsam und bedächtig, fing sie an zu erzählen. Es war unheimlich.

Ich, Erwin Koller, Chefarzt für Gynäkologie und Geburtshilfe im Krankenhaus Blumenthal, sass in meinem Büro und grübelte. Ich grübelte in meinem rechten Ohr. Ich bin ein leidenschaftlicher Ohrengrübler. So wie andere Menschen Nasenbohrer sind. Mit Widerwillen zog ich den kleinen Finger aus dem Ohr. Ich musste eine Tablette nehmen. Seit Dobrowsky, von dem ich geglaubt hatte, ich würde seine Visage nie mehr ertragen müssen, sich in Blumenthal niedergelassen hatte, brauchte ich eine Menge Tabletten.

Immer wenn ich kann, flüchte ich in mein Büro. Aus dem Fenster habe ich eine herrliche Aussicht auf einen Park mit englischem Rasen. Dieser Teil des Gartens ist für Patienten nicht zugänglich. Vom Personal wird er gemieden, da es sich von mir beobachtet fühlt. So stört niemand meine Aussicht. Wenn ich mich in mein Büro zurückziehe, vergesse ich für einen Moment allen Ärger, die meine Position als Chefarzt täglich mit sich bringt. Der einzige Nachteil ist, dass es an das Büro der Assistenzärzte grenzt. Durch die dünnen Wände höre ich ihr dummes Geschwätz.

Es klopfte an der Türe. Fräulein Sarah, meine Arztgehilfin, Sekretärin und rechte Hand, - nicht die, mit der ich so gerne in meinem Ohr grüble -, steckte den Kopf rein. Sie sagte, dass sich die Patientin mit dem Pilzinfekt abgemeldet habe. Meine schlechte Laune verstärkte sich noch. Vermutlich sass die Frau jetzt im Wartezimmer Dobrowskys und kratzte dort ihren Schritt. Gegen Patientenklau war man machtlos.

Fräulein Sarah führte die nächste Patientin herein. Ein Urininkontinenzfall. Mein Lieblingsthema. Nach einigen Kämpfen mit den Strümpfen, der Unterwäsche und meinen Instrumenten, war ich schon dabei, ihr mein Fachwissen über die Feinheiten der weiblichen Urininkontinenz zu vermitteln, noch bevor sie wieder aufrecht sass. Jede Frau mit ihrer besonderen Art des Einnässens ist eine Faszination für mich. Mitten in meinem Vortrag kramte Frau Weber etwas aus ihrer Handtasche.

„Meine Freundin macht damit Beckenbodentraining.“ Sie packte umständlich etwas Langes, Glänzendes aus, das sie in ein Tuch eingewickelt hatte.

„Was ist das?“, rief ich überrascht.

„Das ist ein Plexiglasphallus“, erklärte Frau Weber, sich vor Verlegenheit windend.

Das sah ich auch. Einer in absurder Grösse. Ich schaute sie schweigend an. Das Blickduell mit Patientinnen gewann ich meistens. Frau Weber war inzwischen rot geworden wie eine Himbeere. Ich schwieg immer noch. Was hatte sie sich auch vorgestellt? Betrieb ich einen Sexshop? Schnell packte sie das Ding wieder ein. Als sie wenig später meine Praxis verliess, wusste ich, ich würde sie nicht mehr wiedersehen.

Ich sollte wohl mein Therapieangebot erweitern. Wenn nur dieser neue Oberarzt Lindemann etwas taugen würde. Ich musste mit ihm reden. Und ich musste herausfinden, wo man einen zu einem Domportal passenden Plexiglasphallus bestellte.

Als Agnes von einem Phallus sprach, der zu einem Domportal passte, schreckte ich aus meinen finsternen Gedanken auf. Ich hatte gerade wieder an Gerald gedacht. Also nicht unbedingt wegen des Phallus und Domportals. Obwohl ...

Ich konnte mich nicht konzentrieren. Gerald, mein Ex, verflucht sei sein Name... Und ja, ich weiss, es ist kindisch, ihn so zu nennen, aber es tut gut. Also, Gerald spukte mir dauernd im Kopf herum. Am Morgen hatten wir einen Gerichtstermin. Gerald erschien tadellos gekleidet. Er sah für mich immer noch aus wie vor achtzehn Jahren, als ich ihn kennen gelernt hatte. Seine Gesichtszüge waren zwar leicht erschlaft, die Schläfen ergraut, aber er war immer noch attraktiv. Er begrüßte mich mit einem charmanten Lächeln, als würde er sich darauf freuen, eine nette Bekannte zu treffen. Sein Anblick tat mir körperlich weh.

Gerald ist der einzige Mann, von dem ich gehört habe, dass er von seiner Exfrau Unterhaltszahlungen verlangt. Man hört immer wieder von Männern, die eines Tages aus heiterem Himmel vom Anwalt der Ehefrau einen Brief bekamen und ehe sie es sich versahen, ohne Kinder, ohne Haus und ohne Geld da standen. Mir tun all die armen Schweine leid. Aber ich hatte nicht gewusst, dass es auch eine Frau treffen konnte. Und erst noch mich. Zum Glück hatten Gerald und ich wenigstens keine Kinder. Ein Thema, das ich schon früh abgehakt hatte, weil Gerald unfruchtbar war. Er hatte mir das fairerweise mitgeteilt, bevor wir heirateten. Es gab auch keinen Anwaltsbrief. Er war selbst Anwalt.

Gerald war Engländer. Ich hatte ihn bei einem Auslandspraktikum während des Studiums kennen gelernt. Er war zwölf Jahre älter als ich und arbeitete damals in einer Anwaltskanzlei. Er eroberte mich im Sturm mit seinem Charme, seiner Selbstsicherheit und Lebenserfahrung. Nach Ende meines Praktikums kehrte ich, krank vor Liebe, in die Schweiz zurück. Einige Jahre führten wir eine Fernbeziehung. Eines Tages sass ich allein in meiner Studentenbude, lernte auf die Abschlussprüfungen und dachte an Gerald. Ich sehnte mich so sehr nach ihm, dass ich das dicke Buch vor mir zuklappte und laut seinen Namen rief. Im selben Moment ging die Tür auf und Gerald stand auf meiner Türschwelle. Ich schrie vor Schreck wie Kevin allein zu Hause. Er sagte, er hätte alles aufgegeben, um von jetzt an bei mir sein zu können.

Wir heirateten, damit er in der Schweiz bleiben konnte. Es war so romantisch, dass ich mich heute noch weigere zu glauben, dass alles eine grosse Lüge gewesen war. Ich ziehe die Bezeichnung „Gerald-Geschichte“ vor. So tut es weniger weh. Eine Gerald-Geschichte ist eine grosse Gerald Lüge, an die Gerald selbst glaubt. Seine bankrotte Anwaltskanzlei und seine Schulden kamen in dieser Geschichte nicht vor. Dass er in der Schweiz nicht als Anwalt praktizieren konnte, war klar, aber, dass er gar nicht vorgehabt hatte, überhaupt je zu arbeiten, erkannte ich erst sehr viel später. Ich brachte nach dem Studium uns beide durch. Es machte mir nichts aus. Ich arbeitete gern und verdiente nicht schlecht. Ich hoffte nach zwölf Jahren Ehe immer noch, Gerald würde irgendwann eine bezahlte Stelle finden. Bei gewissen Fragen bin ich unheimlich naiv.

Gerald entwarf Logos, die niemand haben wollte. Er fertigte sie ungefragt an. Wenn er an einem dieser selbst erteilten Aufträge arbeitete, schlief er Nächte lang nicht, schmiedete Pläne, machte unzählige Entwürfe und hatte Tobsuchtsanfälle, wenn er eine Absage bekam. Dann betrank er

sich und war Wochen lang depressiv. Er sass wie ein nasser Sack an seinem Arbeitstisch. Mit nach vorne gerollten Schultern, eingeknickt, als hätte man ihm das Genick gebrochen, starrte er mit trüben Augen in sein Glas und schimpfte vor sich hin. Anfangs fand ich ihn sogar in diesem Zustand noch sexy, wahrscheinlich, weil er auf Englisch schimpfte. Ich schwankte zwischen Liebe, Mitleid und Wut, hoffte aber jedes Mal mit ihm, wenn er mir mit funkelnden Augen von einer neuen Idee erzählte.

Meine Kreditschulden waren gerade bezahlt und meine Praxis lief gut, als Gerald nach zwölf Jahren Ehe die Scheidung einreichte. In der folgenden Zeit lernte ich Gerald als brillanten Anwalt in eigener Sache kennen.

Gerald blühte auf, als er endlich wieder im Gerichtssaal stehen durfte. Er genoss seine Auftritte vor dem Scheidungsrichter. Leider war er nicht der einzige. Der Unterhaltungswert unserer Scheidung war derart gross, dass im Gerichtssaal kein einziger Platz leer blieb. Gerald inszenierte regelrechte Theaterstücke. Die Lokalpresse war entzückt. Ich könnte schwören, auch der Richter und mein Anwalt freuten sich über unseren Prozess.

Auch heute Morgen hatte er eine brillante Vorstellung geliefert. Gerald's Forderungen waren so absurd hoch, dass ich für den Rest meiner Tage Extraschichten schieben müsste, um den Unterhalt zahlen zu können. Wir konnten uns einmal mehr nicht einigen und der Prozess wurde vertagt. Vor dem Gerichtsgebäude erklärte mir mein Anwalt geduldig, Gerald habe Anrecht auf diese Unsumme, weil er an einen hohen Lebensstandard gewohnt sei. Ich schäumte vor Wut.

„Ein schlauer Fuchs, dieser Gerald, wirklich ...“, sagte mein Anwalt mit mehr Bewunderung in der Stimme als es angebracht war. „Wie er die Verteidigung aufbaut ... Ein gerissener Hund, wirklich ...“

Die Wampe des Anwalts wippte auf und ab, während er lachte. Mit Mühe nahm er sich zusammen und setzte wieder eine professionelle Miene auf.

„Aber machen Sie sich keine Sorgen, wir kriegen ihn schon noch dran. Schlimmstenfalls müssen Sie damit rechnen, dass Sie zwei Jahre lang bezahlen werden. Nachher muss er sich eine Stelle suchen. Es sei denn ...“

„Es sei denn was?“, schrie ich.

„Ach, machen Sie sich keine Gedanken“, riet er mir und eilte davon.

Zurück in der Praxis erklärte ich meiner Praxisassistentin Frau Meier unter Tränen, dass ich ihren Lohn nicht mehr zahlen könne. Frau Meier überlegte kurz und sagte dann:

„Ich habe eine Idee, wie wir schnell zu Geld kommen können.“

Ich trocknete meine Tränen. „Ja?“

„Sie haben ein fotografisches Gedächtnis und ich habe ein Talent für Zahlen“, begann sie zu erklären.

Ich schob die Gedanken an Frau Meiers Plan und an Gerald beiseite und widmete mich wieder Agnes.

„Sie sagten, sie seien Praktikantin gewesen im Krankenhaus Blumenthal. Dort lernten Sie auch diesen Dobrowsky kennen.“ Agnes nickte.

„Erzählen Sie doch mal, wie es für Sie als Praktikantin damals war“, schlug ich vor.

„Mein Bruder Egon ist zwei Jahre älter als ich. Er war mit dem Studium fertig und arbeitete schon ein paar Monate als Assistenzarzt in Blumenthal. Durch Egon erfuhr ich, dass sie dort eine Praktikantin suchten. Die Gynäkologie war meine zweite Praktikumsstelle. Zuerst war ich auf der Inneren Medizin.“

„Wie lernten Sie Dobrowsky kennen?“, fragte ich.

„An jenem Abend fand eine interne Weiterbildung statt. Ich weiss noch, ich war sehr in Eile. Ich musste vorher noch meinen Bericht fertig tippen ...“, begann Agnes zu erzählen.

Ich hämmerte in die Tasten der alten Schreibmaschine. Ich musste mich beeilen und ignorierte die Tippfehler. Das Tipp-Ex war eingedickt, überall wo ich es hingeschmiert und ungeduldig darüber geschrieben hatte, war die Tabulatur weiss verfärbt. Die Maschine war eine der letzten Exemplare ihrer Art, vergessen in einem Assistenzärzdebüro. Der Rest des Krankenhauses war auf moderne elektrische Schreibmaschinen mit Korrekturband umgestiegen.

„Burteilug und Prcdere“, tippte ich eilig und machte einen Doppelpunkt. Den nächsten Satz musste ich von einem Blatt ablesen. „Obstruktive hypertrophe Kardiomyopathie als Spätstadium einer kongestiven Herzinsuffizienz mit Kardiomegalie.“

Wer hatte sich denn so etwas ausgedacht? Ich hatte gemeint, die Patientin sei einfach nur alt. Aber so formulierte wohl Brunner, der Chefarzt der Inneren Medizin, das Altsein.

Ich tippte die endlose Liste der vorgesehenen Untersuchungen für die sechsundneunzig Jährige. Ich riss das Blatt heraus und rannte los. Um die Laborbefunde musste ich mich später kümmern. Um halb sieben fing die Fortbildung an. Ich schlich mich in den Konferenzsaal und setzte mich neben meinen Bruder Egon. Brunner hatte schon angefangen ein Blatt nach dem anderen auf den Hellraumprojektor zu legen. Mir brummte der Kopf jetzt schon. Ich schaltete auf stumm. Es war weit lustiger Brunner zuzuschauen, wenn der Ton abgeschaltet war. Er stampfte mit den Füßen, wedelte mit den Händen und unterstrich seine Worte mit der Faust, als wollte er jedes Wort in unsere Köpfe einhämmern. Ich schaute verstohlen um mich. Egon neben mir gähnte herzhaft und einem Kollegen daneben fiel schon fast der Kopf von seinem Hals. Plötzlich schrie Brunner: „Laxantienabusus!“ und schreckte alle auf. Eingeschüchtert schrieb ich mit.

Ich hatte auf Brunners Abteilung schon fast drei Monate als Praktikantin gearbeitet. Der Mann war ein Irrer. Vor einem Monat hatte er alle mit der Nachricht überrascht, er habe sich mit Rita Krieg, einer jungen Laborantin, verlobt. Normalerweise reizbar wie ein Sack voll Katzen, strahlte Brunner über das ganze Gesicht. In diesen euphorischen Tagen bot er jedem das Du an. Einmal, als ich mit Elfie, der Physiotherapeutin, beim Mittagessen war, setzte er sich an unseren Tisch und erzählte von einer Urschreithherapie. Elfie und ich hörten höflich zu und tauschten ratlose Blicke. Auf einmal packte er uns an je einem Arm und schleppte uns zu seinem Auto. Wir fuhren fünf Minuten, bis wir in den Wald kamen. Elfie formte mit den Lippen: „Rausspringen?“ Aber es war schon zu spät, Brunner parkte den Wagen und liess uns aussteigen. Dann warf er den Kopf in den Nacken und stiess einen gewaltigen Schrei aus. Danach fuhren wir wieder zurück. Wortlos liess er uns vor dem Krankenhaus aus dem Wagen.

Einige Tage später schlug Brunners Stimmung wieder um. Seitdem ging man ihm lieber aus dem Weg und siezte ihn wieder. Nächste Woche würde ich meine Stelle auf der Gynäkologie antreten. Ich freute mich darauf.

Brunner war mit seinem Vortrag fertig. Ich eilte zum Labor, bevor die Apparate ausgeschaltet wurden. Zu meinem Erstaunen drang fröhliches Gelächter aus dem Raum. Alle vier Laborantinnen hatten sich um einen Mann versammelt. Der Mann drehte sich um. Es war Dobrowsky, der neue Gynäkologe im Hause.

„Ah, noch jemand, der um diese Zeit arbeiten muss!“, rief er fröhlich.

„Ich komme, wegen der Resultate. Ein Notfall ...“, sagte ich unsicher.

Rita schoss schuldbewusst davon und fing an mit ihren Apparaten herum zu hantieren.

„Komm Mädchen, mach mal eine Pause“, lachte Dobrowsky. Er schenkte mir ein Glas Champagner ein und stellte sich als „Hermann“ vor. Ich sah, dass es die zweite Flasche war, die sie leerten. Die Stimmung war entsprechend locker.

„Es gibt keine Notfälle in der inneren Medizin“, meinte Dobrowsky. Er schaute kurz auf das Blatt in meiner Hand und sagte: „Deine Patientin muss ja Wilhelm Tell noch persönlich gekannt haben. In diesem Alter eilt nichts mehr. Aber wenn du meinst, es sei dringend, kann Rita diese Nacht die Laborwerte ja Brunner ins Ohr flüstern.“

Rita wurde über und über rot. Alle anderen lachten champagnerenthemmt. In diesem Moment traf der Pizzalieferant ein. Dobrowsky zauberte eine weitere Flasche Champagner hervor und teilte seine Pizza mit mir. Irgendwie tauchten immer weitere Flaschen auf, die sich schnell leerten. Kurz nach Mitternacht erinnerte sie Dobrowsky daran, dass sie am nächsten Tag alle arbeiten mussten. Er anerkennend nickte, Rita, die Dienst hatte und kaum noch stehen konnte, beim Abwasch zu helfen. Wir anderen schwankten kichernd hinaus. Mit einiger Mühe gelang es mir, meine Zimmertüre im Personalhaus zu öffnen. Ich liess mich mit den Kleidern aufs Bett plumpsen. Brunner würde am nächsten Tag auf die Laborwerte verzichten müssen. In diesem Moment fand ich das unheimlich witzig und schlief mit einem Hochgefühl auf der Stelle ein.

Kapitel 3

Agnes machte eine Pause und schaute die Psychotherapeutin an. Diese hatte sich zurück gelehnt und die Augen geschlossen. Hielt die Frau ihren Mittagsschlaf?

Agnes hatte keine Ahnung, ob die Gespräche mit der Psychotherapeutin sie weiter bringen würden. Sie hatte immer noch nicht den Mut, sich nochmals in Blumenthal blicken zu lassen. Was sollte sie machen, wenn Koller sie tatsächlich anstellen wollte. Sie fragte sich, warum er sie überhaupt zu diesem Interview eingeladen hatte. Ihr kam der Gedanke, dass er vielleicht nicht gemerkt hatte, wer sie war. Konnte das sein? Eher nicht, nach dem bleibenden Eindruck, den sie vor fünf Jahren als Unterassistentin hinterlassen hatte. Aber sie brauchte eine Stelle.

„Seit einem halben Jahr bin ich schon auf der Stellensuche. Niemand will eine allein erziehende Mutter ohne Berufserfahrung anstellen“, sagte sie zu ihrer scheinbar selig schlummernden Psychotherapeutin.

Ich nehme mich während meiner Arbeit mit den Patienten so gut es geht zusammen, aber meine Gedanken schweifen immer wieder ab. Ich bekam mit, dass Frau d'Estrées champagnerselig eingeschlafen war, dann verlor ich den Faden. Ich schreckte auf, als sie sagte, sie habe keinerlei Berufserfahrung.

Ich wurde nicht schlau aus ihr. Ich glaubte, ich müsse meine Diagnose der multiplen Persönlichkeitsstörung revidieren. An einer Schizophrenie schien sie auch nicht zu leiden. Vielleicht war sie manisch-depressiv. Aber diese Sorte zog ich sonst eher privat an.

Überrascht, fragte ich sie, ob sie denn überhaupt nicht gearbeitet habe. Nach ihrer Antwort stand meine Diagnose fest: paranoide Persönlichkeitsstörung. Definitiv!

Frau S. riss die Augen auf und fragte:

„Haben Sie denn überhaupt nie gearbeitet, seit Sie das Studium abgeschlossen haben?“

„Ich habe gearbeitet. Ich kann es nur nicht nachweisen“, sagte Agnes.

Frau S. Augenbrauen schossen ungläubig in die Höhe.

„Ich habe fast drei Jahre in Haiti gearbeitet“, verteidigte sich Agnes.

Sie hasste es, wenn ihre Psychiaterin sie wie eine fantasierende Irre behandelte. Agnes lieferte ihr ein paar Details.

„Meine Tochter Nicole genoss es, von der Kinderfrau auf dem Rücken getragen zu werden. Sie nannte alle weissen Männer Papa. Ich nahm es gemütlich in der Klinik in Haiti, zog Zähne, nähte Macheten Wunden, behandelte Syphilis, impfte Kinder, kastrierte Pferde. Schwester Rosa war der beste Grossmutterersatz für Nicole, wenn sie nicht gerade im Gebärsaal stand. Es hätte von mir aus ewig so weiter gehen können. Dann ging der Mutter Oberin das Geld aus und die Voodoo Zauberer wurden ungeduldig. Jedenfalls mussten wir fliehen.“

„Sie mussten vor Voodoo Zauberern fliehen? Ohne Arbeitszeugnis?“

Kein Grund um zynisch zu werden, dachte Agnes. Wenn der Klinikdirektor enthauptet wurde, fragt man nicht nach einem Arbeitszeugnis. Vor allem, wenn der Kopf auch noch vermisst wird. Agnes hatte sich, Nicole und Schwester Rosa mitsamt ihrer Hutschachtel aus Haiti herausschaffen müssen. Aber das war eine andere Geschichte.

Auch wenn Frau S. sie für eine Psychopathin hielt, das nächste Mal würde sie wieder jemand anders als Agnes d'Estrées zu Wort kommen lassen. So fühlte es sich weniger persönlich an. Es wurde Zeit, ihren Bruder Egon einzuführen.

Ich bin Egon, meines Zeichens Altsaxophonspieler. Und seit acht Monaten bin ich auch Arzt, weshalb es mich in das Krankenhaus für Gynäkologie und Geburtshilfe in Blumenthal verschlagen hat. Zu meinem Kummer gesellte sich auch noch meine kleine Schwester Agnes dazu. Es wäre entsetzlich, mit ihr zusammen nackte Frauen untersuchen zu müssen. Bis jetzt liess sich das zum Glück vermeiden.

Ich lag auf meinem Bett und schaute meine Hände an. Ich hatte zwei Linke.

Der Tag war eine einzige Katastrophe gewesen. Den ganzen Morgen assistierte ich mit Lindemann und Agnes zusammen Koller beim Operieren. Also, eigentlich operierte Koller, wir anderen standen herum und versuchten, nicht im Weg zu sein. Ich musste in die Knie gehen, um mich Kollers Grösse anzupassen und Agnes ist so klein, dass sie sich fast die Schultern auskugelte. Dass Agnes und ich oft nicht wussten, was wir tun mussten, ist ja eine Sache. Aber auch der Oberarzt Lindemann wirkte planlos. Die ganze Operation war eine kollektive Qual gewesen. Koller schäumte vor Wut und sagte, ich hätte zwei linke Hände.

Es hätte sich weniger demütigend angehört, wenn der Chef gesagt hätte: „Herr d’Estrées, Sie haben zwei linke Hände.“ Mit sachlicher Kritik kann ich umgehen. Aber obwohl ich gerade neben Koller stand, sagte er zu Agnes: „Ihr Bruder hat zwei linke Hände.“ So, als wäre ich ein peinlicher Fleck, den Agnes auf einem Sessel hinterlassen hatte.

Bei genauer Betrachtung habe ich wohlgeformte, sensible Künstlerhände mit schlanken Fingern. Ich kann sehr schön Saxophon spielen. Jeden Mittwochabend übe ich mit meiner Jazzband. Sogar jetzt, wo ich in diesem Kaff gelandet bin, nehme ich die mehrstündige Fahrt auf mich, um meine Band in Zürich zu treffen. Donnerstags schlurfe ich dann jeweils hohlwangig, unrasiert und ungekämmt durch die Gänge.

Beim Saxophonspielen denke ich an Frauen. Ich denke die meiste Zeit an Frauen. Ich habe Hände, um den Körper einer Frau zu streicheln und um lange, duftende Frauenhaare durch meine Finger fließen zu lassen.

Es war Donnerstagabend. Ich lag hundemüde auf meinem Bett im Personalzimmer. Meine Fantasien gingen immer weiter, mein Atem wurde schneller, mein Körper bewegte sich rhythmisch.

Später, unter der Dusche, beschloss ich, doch an das kommende Personalfest zu gehen. Agnes wollte auch hin. Wenn sie nicht gerade Liebeskummer hat, ist es lustig mit ihr. Einmal hatte sie sich auf einen verheirateten Professor eingelassen und sich die Augen ausgeheult, als er sich davonschlich. Seit einiger Zeit schleppte sie mich in Freizeitkurse, damit ich unter die Leute kam. Die Kurse glichen sich aufs Haar. Sie waren voll mit Typen wie mir, die eine Frau suchten. Letztes Wochenende musste ich den ganzen Vormittag einen Kerl mit einem haarigen Rücken massieren. Ich weiss nicht mal, was für ein Kurs es war, Tao-Yoga oder Shiatsu. Am Nachmittag schnappte ich mir eine Frau als Partnerin. Am Schluss sehnte ich mir den Typen vom Vormittag wieder herbei. Die Thusnelda wünschte keine Rückenmassage, jedenfalls nicht von mir, bekam einen Wadenkrampf und nörgelte nervtötend. Die Kursleiterin nahm mich zur Seite und erklärte mir die Technik noch einmal. Die Frau flüchtete in den entferntesten Winkel des Saales und ich erhielt eine Massage vom Kerl mit den Haaren am Rücken.

Vielleicht würde ich doch nicht an das Personalfest gehen.

Ich hatte mich fast schon daran gewöhnt, wie Agnes ihre äussere Erscheinung anpasste, wenn sie eine andere Person erzählen liess. Trotzdem war es gruselig, wie sie sich von Egon mit der jugenhaften Stimme in den behäbigen Chefarzt Koller verwandelte. Immerhin fragte sie mich, ob es in Ordnung wäre, dass sie jetzt als Koller weiter erzählen würde.

„Nur zu, Herr Koller!“, sagte ich fasziniert.

Aus gutem Grund verabscheue ich fröhliche Menschenversammlungen.

Als ich eintraf, war das Personalfest schon voll im Gang. Brunner, mein Kollege von der inneren Medizin, offensichtlich leicht angesäuselt, packte mich am Arm und brachte sein Gesicht ganz nahe an mein Ohr, als hätte er etwas Vertrauliches mitzuteilen.

„Was ist lächerlicher? Ein Mann ohne Socken in den Schuhen oder ein Mann mit Socken im Bett?“, sagte er und blies mir seine Alkoholfahne ins Gesicht. Ich starrte ihn verdutzt an.

„Die Frage ist nicht zu beantworten“, belehrte er mich und zog weiter. Ich fände nichts dabei, mit Socken an den Füessen zu schlafen. Dann sah ich Dobrowsky. Seine behaarten Füsse steckten nackt in seinen Schuhen. Irritiert wandte ich mich ab. Den nächsten sinnfreien Satz des Tages trompetete die neue Praktikantin heraus, die sich mit meinen beiden Assistenzärzten, dem Langen und dem Gipsbein unterhielt:

„Ich finde Männer mit Glatze erotischer.“ Ich wollte gar nicht wissen, wen sie meinte.

Um nicht sinnlos herumstehen zu müssen nahm ich mir ein Glas und füllte es mit Bier vom Fass. Das lauwarme Getränk schäumte und lief über meine Hand. Ich schwitzte vor Unbehagen. Alle waren hergekommen, um zu tanzen, essen, saufen, scherzen, flirten. Kurz, um sich zu amüsieren. Ich war hergekommen, weil ich musste. Das gehörte zu meinen Pflichten als Chefarzt. Auch würde ich eine Rede halten müssen.

Ich bin weder lustig, noch einfallsreich. Meine Reden sind flau. Ich bekomme Lampenfieber und stottere, wenn ich vor Publikum stehe. Das sind eigentlich eine Menge Probleme. Einmal nur, vor Jahren, war mir an einem Weihnachtsfest eine witzige Rede gelungen. Ich war damals gerade zum Oberarzt befördert worden. Die heisseste Frau der Klinik begehrte mich. Ich war bis über beide Ohren in Marion verliebt. In dieser Stimmung war ich sogar bereit gewesen, mich wieder mit Dobrowsky zu vertragen. Es hatte ja auch Zeiten gegeben, da waren wir Freunde gewesen.

Jetzt war ich älter und selbstsicherer. Aber in Gegenwart dieses barfüssigen Aufschneiders, der sogar seine Glatze als Erotiksymbol zur Schau trug, fühlte ich mich irgendwie nicht wie ein Chef.

Ich schöpfte mir Kartoffel- und Bohnensalat vom Buffet. In der Mitte des Tellers machte ich Platz für Wurst- und Käsescheiben und füllte die Lücken mit Reissalat. Dann pappte ich ein Spiegelei mit Speck drauf. Dobrowsky tauchte plötzlich hinter mir auf. Er setzte ein Stück Camembert auf den Turm in meinem Teller, ging einen Schritt zurück und sagte:

„Käse schliesst den Magen!“

Wie ich diese Sprüche hasste! Ich nahm verärgert einen grossen Schluck von meinem Bier und verschluckte mich daran. Dobrowsky sprang erschrocken einen Schritt zurück, während ich versuchte, nicht zu ersticken.

„Nicht so hastig, Koller. Du hörst dich an wie eine Katze, die kotzt.“

Ich liess den Teller und das Bier auf den nächsten Tisch knallen und entfernte mich hustend.

„Wenn du so weiter machst, muss ich mich bald um den Rest deiner Patientinnen auch noch kümmern“, rief er mir nach.

„Wie alt Frau S. wohl sein mag?“, fragte sich Agnes. Sie schätzte sie auf Ende dreissig, aber vielleicht sah sie auch mit ihrem verkniffenen Mund älter aus als sie war. Heute hatte sie die Psychiaterin gefragt, warum sie sich Frau S. nannte. Diese hatte gelacht und plötzlich um Jahre jünger gewirkt. Frau S. sei eine Anspielung auf das Es bei Freud, hatte sie erklärt. Eigentlich würde sie seit dem Studium niemand mehr so nennen.

Agnes wurde nicht schlau aus ihr. Eigentlich mochte sie sie inzwischen ganz gern. Es tat gut, mit einer neutralen Person über die Zeit vor fünf Jahren zu sprechen. Obwohl sie manchmal ein derart finsternes Gesicht machte, dass Agnes es fast mit der Angst zu tun bekam. Sie fragte sich, ob die Psychiaterin sie verhaften liesse, wenn sie die ganze Geschichte erfuhr. Aber Agnes war überzeugt, dass sie ihr sowieso kein Wort glaubte.

Frau Meiers Plan zu schnellem Geld zu kommen, war einfach.

„Ich habe ein Talent für Zahlen und Sie ein fotografisches Gedächtnis“, stellte sie klar.

Bisher hatte mir dieses Talent lediglich eingebracht, dass ich mich leider immer noch an jedes winzige optische Detail des Sexes mit Gerald erinnern konnte. Frau Meier wischte meinen Einwand beiseite.

„Das liegt daran, dass Sie sich bisher nur auf dieses Thema konzentriert haben. Die Energie folgt der Aufmerksamkeit. Das ist ein Gesetz der Quantenmechanik“, erklärte sie mir bescheiden. Wenn ich den Satz nicht kurz zuvor auf dem heutigen Kalenderblatt gelesen hätte, wäre ich beeindruckter gewesen.

„Ich weiss, dass Sie wie ein Teufel rechnen können und ich jedes Schamhaar Gerald's visualisieren kann. Aber wie lässt sich damit Geld verdienen“, fragte ich.

„Black Jack!“, rief Frau Meier.

„Soll heissen?“

„Ich werde Sie im Kartenzählen trainieren, dann gehen wir ins Kasino.“

Ich lachte und hatte das Gespräch schon wieder vergessen, als ich zehn Minuten später Agnes gegenüber sass.

„Habe ich Ihnen schon von Schwester Rosa erzählt?“, fragte mich Agnes.

Ich massierte meine Augenbrauen und bat sie zu erzählen.

Ich bin die letzte Ordensschwester in diesem Krankenhaus. Seit zwanzig Jahren führe ich als Hebamme die Gebärabteilung. Früher hatten wir so viele Geburten, dass ich Tag und Nacht durcharbeitete. Die Säuglinge legten wir oft zu zweit in ein Bettchen, so viele Geburten hatten wir. Die Zeiten sind vorbei. Jetzt nehme ich wie eine nette Oma mein Strickzeug zur Arbeit mit, um mir die Zeit zu vertreiben. So sind wenigstens meine Hände beschäftigt, sonst fange ich an, herum zu zappeln.

Neulich tuschelte ein werdendes Elternpaar bei der Gebärsaalbesichtigung, sie würden doch lieber in eine Privatklinik gehen, wo die Hebammen nicht wie vertrocknete Springteufel aussehen. Ich tat, als hätte ich diese Grobheit nicht gehört. Ich bin nicht vertrocknet. Obwohl, saftig bin ich nie gewesen. Nur trocken. Vielleicht war auch die gnadenlose Sonne Südrhodesiens schuld daran. Ich war schon mit siebzehn Jahren dürr, als ich im Missionskrankenhaus im Matabeleland Babys abnabelte, oder nach der Begegnung mit einem Flusskrokodil den Unterschenkel von Vater Franz amputieren half. Wir mussten damals auf dem Weg zur Mission durch einen Sumpf ziehen. Ich trug das Amputationsbesteck auf dem Kopf, das Wasser reichte mir bis zum Kinn. Als wir in der Mission ankamen, hatten wir nicht mal Zeit, die Blutegel zu entfernen. Ich hüpfte auch schon damals herum, wenn ich aufgeregt war. Den meisten Leuten reiche ich nur gerade bis zur Schulter, deshalb hüpfte ich vermutlich.

Vorgestern hatte ich ein Treffen mit der Mutter Oberin. Sie sucht eine erfahrene Hebamme für ein neues Missionskrankenhaus in Haiti. Ich lachte und sagte, ich wäre zu alt dafür. Sie nickte nur. Sie erinnerte mich sanft an unsere gemeinsame Zeit im Matabeleland. Natürlich könnte sie mich einfach versetzen. Sie müsste mich dafür nicht einmal fragen.

Vater Franz wurde nach seiner Amputation aufgefordert in die Heimat zurückzureisen. Er war ein netter Mensch gewesen, in jeder Hinsicht grosszügig, auch in der Auslegung der Ordensregeln. Vater Franz hatte mit einer einheimischen Frau eine ganze Kinderschar gezeugt. Er war sogar schon Grossvater. Was sollte er zurück in Europa? Mutter Oberin, die damals noch Schwester Ursula hiess und mit ihren knapp zwanzig Jahren schon meine Vorgesetzte war, löste sein Dilemma auf pragmatische Art. Sie meldete der zuständigen Behörde, Vater Franz sei von uns gegangen und stellte einen Todesschein aus. Vater Franz lebte danach bis ans Ende seine Tage im Dorf bei seiner Familie.

Sein Nachfolger war ein selbstsüchtiger, korrupter alter Mann, der die Einheimischen für wilde Tiere hielt. Inzwischen war der zweite Weltkrieg ausgebrochen. Der Nachschub der Medikamente wurde knapp. Statt die Tabletten an Patienten abzugeben hortete sie der Priester für sich. Er verkaufte den Stammeshäuptlingen Aspirin als Malariamittel. Ich tauschte die Tabletten heimlich wieder zurück.

Eines Tages wurde ich zu einer schwierigen Geburt ins benachbarte Dorf gerufen. Als ich nach einigen Tagen zurückkam, war der Priester an Malaria gestorben. Das hatte ich nicht gewollt, aber es war nicht zu ändern. Reuevoll gestand ich Schwester Ursula was ich getan hatte. Sie fand, eigentlich sei das Ganze ihre Schuld. Wenn sie nicht mit dem Todesschein von Vater Franz gemogelt hätte, wäre uns vielleicht ein anderer, netterer Mensch als Nachfolger zugeteilt worden. Diesen schrecklichen Priester hatte sie als ihre persönliche Strafe betrachtet. Jetzt, wo er durch meine Schuld umgekommen war, brauchten wir beide eine Busse. Schwester Ursula dachte sich für uns einige besonders widrige Aufgaben aus. Zusammen verbrachten wir eine lange Zeit im tiefsten Afrika. Es waren meine schönsten Jahre.

Mutter Oberin kennt mich also schon lange und wartet geduldig darauf, dass ich sie auf den Knien bitte, nach Haiti versetzt zu werden. Seit diesem Gespräch träume ich wieder von tropischen Nächten mit sonderbaren Tierlauten, von Regenfällen, die Strassen in roten Schlamm verwandeln, von Operationen im Licht der Öllampen.